



WOCHENSCHRIFT DES ARCHITEKTEN-VEREINS ZU BERLIN

HERAUSGEGEBEN VOM VEREINE

Erscheint Sonnabends u. Mittwochs. — Bezugspreis halbjährl. 4 Mark, postfrei 5,30 Mark, einzelne Nummern von gewöhn. Umfange 30 Pf., stärkere entspr. teurer
Der Anzeigenpreis für die 4 gespaltene Pettzelle beträgt 50 Pf., für Behörden-Anzeigen und für Familien-Anzeigen 30 Pf. — Nachlaß auf Wiederholungen

Nummer 52

Berlin, Sonnabend den 24. Dezember 1910

V. Jahrgang

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter und die Geschäftsstelle Carl Heymanns Verlag in Berlin W.8, Mauerstraße 43.44

Alle Rechte vorbehalten

Das Schinkelfest des Architekten-Vereins zu Berlin im Jahre 1910

Der Wiederaufbau des Römerkastells Saalburg

Festvortrag des Landbauinspektors Jacobi aus Homburg vor der Höhe

Fortsetzung aus Nr. 51 a, Seite 342

Meine Herren! Ich hätte Ihnen im Anschluß an diese Beschreibung der Saalburg mit ihren Bauten noch manche Einzelheiten zu erzählen aus den verschiedensten Gebieten der römischen Technik, von Handwerk und Gewerbe in den Grenzprovinzen. Aber dieser Stoff würde allein einen ganzen Abend füllen. Lassen Sie mich nur zum Verständnis des Wiederaufbaues kurz folgendes anführen: Als die Römer in den Taunus kamen, fanden sie bereits überall germanische Niederlassungen vor. Diese Wohnungen der sogenannten Latène-Zeit waren meist einfache mardellenartige, mit Dächern aus Stroh oder Schindeln bedeckte Gruben, die wegen der Strenge des Winters entweder ganz in die Erde eingegraben waren, oder nur zur Hälfte hervorragten. Daß die Römer ähnliche Anlagen nachahmten, zeigen uns einige Kellerwohnungen der Saalburg und vor allem solche vom Nachbarkastell Zugmantel. Daß es ausschließlich Holzbauten waren, erzählt uns schon Tacitus in seiner „Germania“. „Denn die Germanen“, heißt es dort, „sind des Baues nur wenig kundig, kennen weder Mauersteine noch Ziegel und bearbeiten nur unbehauene Stämme ohne Rücksicht auf Schönheit und freundliches Aussehen.“ Daß sie aber dennoch in manchen Gegenden ihren Häusern auch durch Kerbschnitt, Malerei und Putz ein besseres Aussehen zu geben wußten, ersehen wir aus den hinterlassenen Werken ihrer sie nachahmenden Bewinger, die sich im germanischen Urwald zunächst ebenfalls dem Holzbau zuwandten und diesen bei einfachen kleineren Gebäuden auch während der ganzen Besatzungszeit beibehalten haben. Und zwar kannten sie im Taunus damals nur die Eiche als Bauholz, denn Nadelholz ist dort nachweislich erst im 18. Jahrhundert im Taunus angepflanzt; das vertragen uns auch unsere Brunnenfunde. Dagegen ist der Steinbau

eine spezifisch römische Erfindung, was sich am besten schon darin zeigt, daß fast alle auf den Mauerbau bezüglichen technischen Bezeichnungen lateinischen Ursprungs sind. Das Mauerwerk der Saalburg ist unregelmäßiges Bruchsteinmauerwerk, nicht anders, als wir es heute machen. Nur Ecken und Laibungen sind von Hausteinen eingefast. Das Äußere ist oft geputzt und quaderartig gefügt. Wenn auch Keilschnittbogen vorkommen, so ist doch in der primitiven Kriegsbaukunst einfacher Standlager schon wegen des ungeeigneten Materials der Gewölbebau nicht verwendet. Ebenso kommt der eigentliche Backsteinbau nicht vor. Ziegel sind auf der Saalburg zu tausenden, aber nur zu Wandverkleidungen und Heizungspfeilern verwendet. Die Dächer waren mit Stroh, Schilf, Schiefer, in Form von Sechseckschablonen aus der Nähe, gedeckt. Besonders charakteristisch und auch für unser modernes Mauerwerk nachahmenswert ist eine lose fußstarke Schotter-

schicht unter den Fundamenten; sie entwässert die Mauern und nimmt das vom rinnenlosen Dach herabstürzende Regenwasser mit fort. Die Wände und Decken waren im Innern mit Ziegelplatten verkleidet und diese verputzt, gemustert, gefügt und gemalt. Zur Isolierung oder zur Beheizung waren Hohlräume durch vorgeblendete Platten oder Heizkacheln hergestellt. Die Fußböden bestanden entweder aus rauhen Quarzit- oder Schieferplatten, Tonplättchen oder rotgefärbtem, manchmal fußstarkem Estrich aus Ziegelbrocken. Heizbare Räume hatten Glasfenster, die ja auch schon in Pompeji bekannt waren, Bruchstücke von dicken, blaugrünen, gegossenen Glas-scheiben sind bis 2 Fuß Größe häufig gefunden. Daß die innere Ausstattung von der unsern oder von der mittelalterlichen wenig abweicht, lehren uns nicht nur die zahlreichen eisernen Baubeschläge, die raffiniertesten Schiebe- und Dreh-

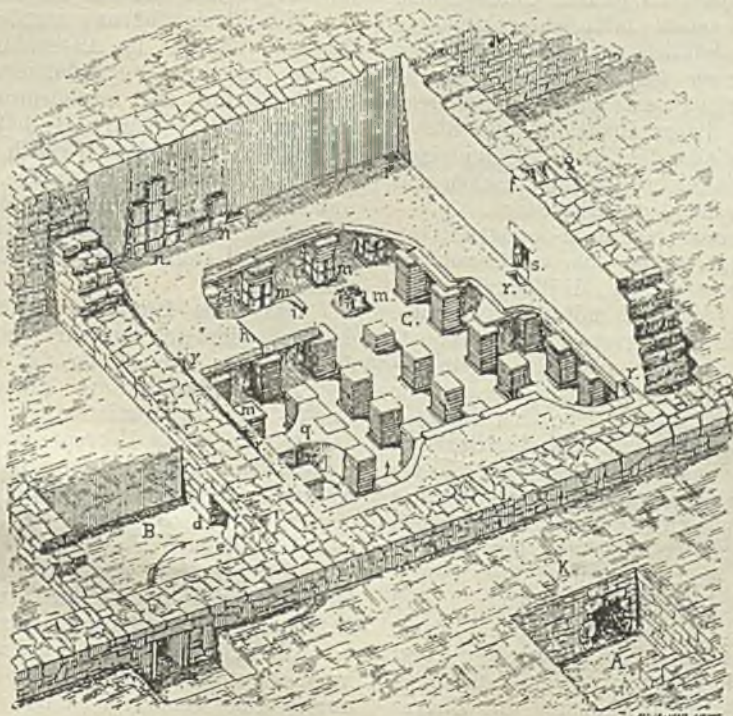


Abb. 372. Pfeilerhelzung (Hypokaustum)

schlösser, Vorhangschlösser, Türbänder, Haken, Klammern, Krampen, sondern auch die Werkzeuge aller wichtigen Handwerker an Stelle der nicht mehr erhaltenen Produkte. Danach muß die Zimmer- und Tischlerarbeit besonders entwickelt gewesen sein. Hobel aus Eisen und Holz, profilierte Hobeisen jedes Systems, Meißel, Lochbretel, Bohrer, Schnitzmesser, Ziehklingen jeder Größe, sind sichere Beweise, daß sauber geglättete, nach allen Regeln der Kunst verbundene und gestemmte Tischler- und Zimmerarbeit schon damals nichts Ungewöhnliches mehr war. Auch diese Arbeiten sind mitsamt den eisernen Werkzeugen Erzeugnisse römischer Kunsttätigkeit.

Ein Kapitel für sich wären ferner die Heiz- und Badeanlagen, sowie die Be- und Entwässerung mit allen ihren technischen Einzelheiten. Auch hierbei handelt es sich wieder um Errungenschaften einer höheren Kultur, welche den Germanen noch fremd, erst von den römischen Heeren mitgebracht wurden. Die charakteristische Fußbodenheizung mit Hypokausten ist in ihren verschiedenen Abarten oft auf der Saalburg vertreten. Das System ist einfach. Der auf Pfeilern hohlgelegte Estrichfußboden wird von einem Praefurnium von außen erwärmt, die aus Holzkohlenfeuerung gewonnene warme Luft streicht zwischen den Pfeilern umher und zirkuliert an den Wänden in Heizkanälen. Einfacher ist die Kanalheizung, bei welcher sich die warme Luft in kleinen direkt unter dem Fußboden liegenden Kanälen bewegt. Daß aber dabei in untergeordneten Räumen auch offene Feuer vorhanden waren, ist festgestellt. Wie gut sich ein solches geschlossenes System bewährt, hat die Rekonstruktion erwiesen. Sowohl in einigen kleinen Räumen des Praetoriums, wo die einfache Beheizung mit Holzkohlen stattfindet, wie auch im Horreum, wo eine modifizierte römische Heizung für das Museum unter Verwendung einer großen Ofenanlage mit Koksgrusfeuerung angewendet ist, hat sich ein sehr günstiger Heizeffekt erzielen lassen. Eng mit diesen Heizanlagen hängen die Badeanlagen zusammen, welche die zu sorgfältiger Körperpflege erzeugten Römer auch vor dem Feinde nicht missen wollten. Auch in ihrer Anlage hatte der römische Soldat große Erfahrung und wir müssen heute bedauern, daß uns so wenig von den Einzelheiten wie vom Oberbau dieser Bäder erhalten geblieben ist. Ähnlich war es mit der Be- und Entwässerung auf der Saalburg. Wenn wir sehen, wie weit unsere Landbevölkerung zum Teil heute noch in allem, was die Hygiene angeht, zurücksteht, so dürfen wir auch hier den Römern unsere Achtung nicht versagen. Selbst in einer so bescheidenen Anlage, wie unserem Grenz-kastell, besitzen wir ganze Systeme von Kanälen, ausgeschalt mit Holzbohlen, ausgemauert oder in Tonröhren. Auch Latrinen, die bei einer Ansammlung von Menschen aus Gesundheitsrücksichten dringend erforderlich waren, sind aus einzelnen Kastellen bekannt. Daneben fehlt keinem Bau eine Zisterne oder ein Tiefbrunnen und wir kennen heute im ganzen Gebiet schon 90 Brunnen in Holz und Stein neben zahlreichen kleineren Zisternen und größeren Bassins. Südlich vom Kastell hat der Kommandant der Besatzung an einer frischsprudelnden Quelle den Nymphen ein Heiligtum geweiht. Da uns aus dem primitiven Leben der Germanen auch nach dieser Richtung hin nichts bekannt ist, werden wir auch hier wieder die Römer als diejenigen anzusehen haben, welche, begabt mit reichen bergmännischen und geologischen Erfahrungen, bahnbrechend gewirkt haben.

Was, abgesehen von diesen rein technisch-konstruktiven Dingen, die Kunstformen anlangt, so ist das, was davon erhalten ist, im Grunde einfach, wie es die Militärarchitektur und der Mangel an geeignetem Material mit sich brachte. Rückschlüsse erlauben hier nur die Ueberreste der Kleinkunst, deren Produkte in ungezählten Beispielen unter den Saalburgfunden vorliegen. Aber auch nur eine oberflächliche Behandlung dieser kleingewerblichen Leistungen würde über den Rahmen dieses Vortrages hinausgehen. Unerlässlich ist aber ihr Studium deshalb, weil gerade die Kleinfunde uns am besten durch die Auffindung der Fabriken über die Wege aufklären, welche der römische Import und damit ganze Kulturzweige genommen haben oder, wo diese zeitlich festgelegt sind, uns für die Geschichte des Absatzgebietes selbst wertvolle Aufschlüsse liefern. Griechische, römische, gallische und germanische Elemente sind in der Provinz durch Vermittlung der Soldaten zu einem provinziellen Stil zusammengelassen, dessen Bestandteile erst nach und nach herauszuschälen gelingen wird. Vor allem bilden deshalb selbst unscheinbare Kleinbronzen, Schmuck und Zierrat jeder Art, nicht zuletzt die Keramik, überhaupt alle Objekte, deren Formen einer ständig wechselnden Mode unterliegen,

Gegenstand besonderen Spezialstudiums nicht nur für die Entwicklung römischer-germanischer Kunst, sondern vor allem für die Chronologie. Stücke aus echtem Material sind darunter begreiflicherweise äußerst selten. Bezeichnend für alle ist aber stets eine bewußte Zweckmäßigkeit, eine nachahmenswerte Behandlung des Materials und ein einfach solides Dekor, das sich oft nur aus Punkten, Kreisen und Linien geschickt zusammensetzt. Was hier von römischen Formen in die germanische Kunst eindrang, ist, wenn auch mehrfach stilisiert und vermischt, in seinem Kerne nie wieder verloren gegangen. Diese Elemente von neuem aufzugreifen, wäre ein dankbares Feld für das moderne Kunstgewerbe, das ja hier und da angefangen hat, seine Gebrauchsmuster wieder aus der antik-römischen Kunst zu entlehnen.

Ich komme hiermit zum eigentlichen Wiederaufbau, der Aufgabe, die uns seit mehr als zehn Jahren beschäftigt. Der Gedanke, die Saalburg, oder wenigstens einen Teil derselben aufzubauen, ist alt. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist mit Bezug auf die Fürsorge Friedrich Wilhelms IV. für Fließem bei Trier der Wunsch rege geworden, daß „auf der Saalburg eines der alten Römergebäude wiederaufgebaut würde und die alten Schätze umschlösse; hierdurch würden diese erst den höchsten Wert für den Betrachter erhalten, würde die alte Saalburg den Besuchern des Bades Homburg den größten Genuß gewähren.“ Eine Veranlassung, erstlich dieser Frage näher zu treten, gaben erst, nachdem während einer langen Reihe von Jahren umfangreiche Ausgrabungen die Bedeutung des Kastells für die gesamte Altertumsforschung in das rechte Licht gesetzt hatten, die Verhandlungen über die Unterbringung derjenigen Funde, welche bei den Untersuchungen der Reichslimeskommission erhoben waren, in einem gemeinsamen Museum. Allen Schwierigkeiten, welche sich wegen der Wahl des Ortes herausstellten, wurde durch die am 18. Oktober 1897 ergangene Entscheidung unseres Kaisers die Spitze abgebrochen, „das Praetorium der Saalburg als Limesmuseum wieder aufzubauen.“ Die Reichslimeskommission unter dem Vorsitz Mommsens begrüßte diesen Entschluß „als den wissenschaftlichen Interessen, wie denjenigen des allgemeinen Publikums durchaus entsprechend.“ „Bildet doch“, heißt es in dem Dankschreiben an S. M. den Kaiser weiter, „dieses besterhaltene Kastell einen Mittelpunkt der römischen Grenzanlagen, dessen jetzt schon so inhaltsreiches Museum, noch vermehrt durch übersichtliche Zusammenfassung der im Gesamtgebiet des Limes gemachten Funde, im Verein mit dem Naturbild, im Zentrum des großen Weltverkehrs, gleich geeignet sei, Deutschen wie Ausländern, Gelehrten und Ungelehrten hohes Interesse und reiche Belehrung zu bieten, auch nicht zuletzt die Limesarbeiten des Deutschen Reichs in der öffentlichen Geltung würdig zu krönen und ihre Ergebnisse dauernd zu bewahren.“

Mit der Ausführung wurde der Baurat Jacobi zu Homburg, der seit Jahren die Ausgrabungen geleitet und die Funde in einem von ihm gegründeten Museum zu Homburg vereinigt hatte, betraut und nachdem der preußische Landtag die verlangten Mittel genehmigt hatte, konnte schon am 11. Oktober 1900, römischem Brauch folgend, feierlich der Grundstein zum Praetorium gelegt werden. Vor dem Beginn der Arbeiten war eine genaue Aufnahme des bestehenden Zustandes erfolgt und durch den Geheimen Baurat Dr. Meydenbauer das ganze Kastell in zahlreichen Einzelbildern photogrammetrisch aufgenommen.

Das hohe Interesse, welches Wilhelm II. diesen Arbeiten dauernd widmete, vermehrte mit dem zunehmenden Besuch auch die Zahl der Gönner, so daß es möglich wurde, unter dauernder Unterstützung des preußischen Kultusministeriums aus Staats- und Privatmitteln im Anschluß an das Praetorium mit der Zeit auch das Horreum als besonderes Saalburgmuseum, das Quaestorium als Bureau und schließlich als natürlichste Umwehrung die bereits an der Porta decumana begonnene Ringmauer mit ihren Toren und Türmen vollständig wieder aufzubauen. Diese Bauten sind jetzt beendet und mit der Aufstellung der Funde in den einzelnen Räumen begonnen; im vorigen Herbst wurde bereits der hunderttausendste Besucher seit der Eröffnung des Saalburgmuseums am 17. Juni 1907 gezählt.

Die ersten Ausgrabungen gehen in das Ende des 18. Jahrhunderts zurück, wurden aber damals vom Regierungsrat Neuhoft nur in ganz geringem Umfange betrieben. Fortgesetzt sind sie dann am Anfang des 19. Jahrhunderts durch Unberufene, bis die um die Saalburg hochverdienten Homburger Landgrafen

Friedrich Joseph und Ferdinand diesen Unfug nicht nur dadurch steuerten, daß sie den berufsmäßigen Schatzgräbern ein für allemal das Handwerk legten, sondern, was von einschneidendster Bedeutung war, in richtiger Würdigung der historischen Bedeutung der Saalburg, den ganzen Wald mit den Resten des Kastells 1821 käuflich erwarben. Damit war auch dem Abbruch der Mauern ein für allemal Einhalt getan. Das war ein rationelles und bei den bescheidenen Verhältnissen des Landes gar nicht hoch genug anzuschlagendes und nachahmenswertes Beispiel von praktischer Denkmalpflege! Wir danken diesem Eingreifen der Landgrafen die Erhaltung der Saalburg! In den fünfziger Jahren finden aus Mitteln der Kurhausaktiengesellschaft zu Homburg umfangreiche Ausgrabungen durch den nassauischen Archivar Habel statt, aber erst 1870 begannen systematische Untersuchungen durch den Konservator, Oberst von Cohausen aus Wiesbaden, dem für die Saalburg sein späterer Nachfolger zur Seite trat. Die staatlichen Aufwendungen, welche das Eingreifen Kaiser Wilhelms I. zu den notwendigsten Instandsetzungsarbeiten ermöglichte, waren sehr gering, auch die Unterstützung privater

Gönner erlaubten nur Ausgrabungen in kleinerem Umfang. Erst das hohe Interesse, welches der nachmalige Kaiser Friedrich III. und seine kunstsinnige Gemahlin dauernd der Saalburg zuwandten, hat allmählich den Grund geschaffen, auf welchem weitergearbeitet und nach Jahren sorgfältigster vorbereitender Forschung der Wiederaufbau des Kastells unternommen werden konnte.

Daß dieser Wiederaufbau des in nur wenigen Kreisen bekannten Limeskastells Bedenken erregen würde, die sich teils in einer bewußten Uebertreibung der historischen und künstlerischen Bedeutung eines Grenzkastells, teils in Zweifeln an der Ausführbarkeit des Unternehmens unter vollständiger Verkenning seines Zwecks äußerten, war vorauszusehen, nicht zu reden von den Vorurteilen der Ruinenschwärmer, welche hier die unersetzlichen Verluste für die historische Erkenntnis und die Poesie des Platzes beweinten. Vorher, als die Trümmer der Saalburg mehrmals in Gefahr waren, abgebrochen zu werden, hat sich niemand gerührt. Im Gegenteil, die wenigen Besucher sind oft enttäuscht und voll Spott über die unscheinbaren Mauerreste davongegangen.

(Fortsetzung folgt)

Neuere Signaleinrichtungen auf englischen Bahnhöfen

Nach einem im Architekten-Verein zu Berlin gehaltenen Vortrage vom Regierungsbaumeister Lamp

Statt Schluß, Fortsetzung aus Nr. 46, Seite 317

V. Die Rangiersignalanlagen des St. Enoch-Bahnhofs in Glasgow

Aehnlich wie vor dem Umbau des Zentralbahnhofs wurden auch vor der einige Jahre früher erfolgten Umgestaltung der Bahnanlagen des St. Enoch-Bahnhofs in Glasgow, des Endbahnhofs der Glasgower und Südwest-Eisenbahn, eingehende Versuche mit den zur Verwendung in Betracht kommenden Stellwerksbauarten angestellt. Das Ergebnis dieser Versuche bestimmte den Betriebsleiter der Bahngesellschaft, Mr. E. C. Cockburne, sich für die Anwendung des elektro-mechanischen Systems der Firma W. R. Sykes Interlocking Signal Co., Ltd. in London zu entscheiden, bei dem die Signale durch Elektromotore und die Weichen mittels Gasrohrgestänge gestellt werden. Von der Einführung eines reinen elektrischen Stellwerksystems wurde abgesehen, weil hierbei die Weichenstellung nach den an-

gestellten Versuchen um 50 v. H. höhere Betriebs- und Unterhaltungskosten erfordert hätte, und keine diesem Mehraufwande entsprechenden Ersparnisse an Personalkosten zu erzielen waren.

Eine bemerkenswerte Neuerung stellen die auf diesem Personenbahnhof zum ersten Male angewandten Rangiersignalanlagen dar. Der ganze Bahnhof, dessen Gleis- und Stellwerksplan Abb. (373) wiedergibt, ist für die Sicherung der Rangierfahrten in beiden Richtungen in etwa 250 Gleisabschnitte eingeteilt, die alle durch besondere, elektrisch angetriebene Verschiebesignale gedeckt sind. Letztere können nur gezogen werden, wenn die für die Rangierfahrt in Betracht kommenden Weichen richtig liegen und kein feindliches Betriebs- oder anderes Rangiersignal auf Fahrt steht.

Ihrer Form nach unterscheiden sich die neuen Rangiersignale ganz wesentlich von den sonst üblichen Betriebssignalen. Sie bestehen aus einem runden gußeisernen Gehäuse, dessen Hintergrund eine Milchglasscheibe bildet, vor der sich ein roter Streifen um eine zur Bildebene senkrechte Achse bewegt (s. Abb. 374). In der Haltstellung des Signals liegt der Streifen wagerecht, während er in der Fahrtstellung um 45° nach rechts oder links oben gedreht ist, je nachdem der freizugebende Fahrweg nach links oder rechts gerichtet ist. Im allgemeinen ist für jeden abzweigenden Fahrweg ein besonderes Signal aufgestellt. Bei diesen Signalen dreht sich der Streifen nur in der einen Richtung. Zur Ersparnis von Signalen ist aber auch an manchen Stellen für zwei Fahrwege ein gemeinsames Signal angeordnet. Der Streifen nimmt dann bei freier Fahrt entweder die 45°-Stellung nach rechts oder links oben ein. Während der Dunkelheit wird die Milchglasscheibe durch eine elektrische Glühlampe von hinten hell erleuchtet, ein merklicher Unterschied zwischen dem Tages- und Nachtsignalebild ist deshalb nicht wahrzunehmen.

Die Antriebsvorrichtungen dieser Signale sind sehr einfach ausgebildet (s. Abb. 375). Der Signalstreifen ist mit einem Doppelanker b auf einer gemeinsamen Achse a gelagert. Den Ankerenden gegenüber befinden sich zwei Elektromagnete k₁ und k₂. Wird durch das Umlegen des Signalhebels im Stell-

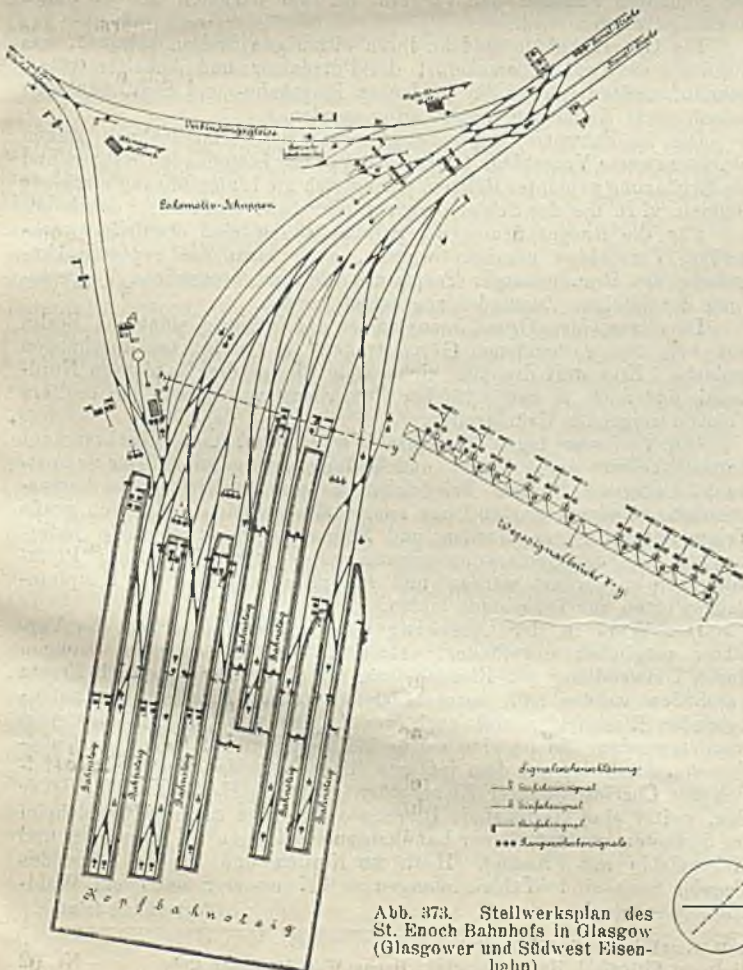


Abb. 373. Stellwerksplan des St. Enoch-Bahnhofs in Glasgow (Glasgower und Südwest Eisenbahn)



Abb. 374

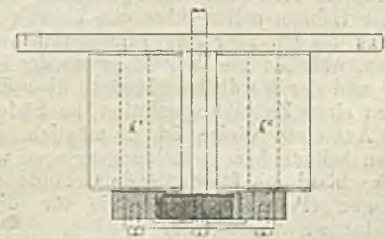


Abb. 375

werk der Stromkreis geschlossen, so durchfließt der elektrische Strom die Spulen der Magnete, wodurch der Doppelanker angezogen und mit ihm der Signalstreifen um 45° gedreht wird. Beim Ausschalten des Stromes fällt der Streifen, der etwas über seinem Schwerpunkte gelagert ist, von selbst in die Haltung zurück.

Im Außenstellwerksbezirk am östlichen Ende des Bahnhofs sind 60 und im Innenbezirk 173 solcher Rangiersignale aufgestellt; von letzteren sind 40 Doppelsignale für zwei Fahrwege. Den für das Bewegen sämtlicher Betriebs- und Rangiersignale erforderlichen elektrischen Strom liefern Akkumulatortankbatterien, die im Erdgeschoße der beiden Stellwerkstürme untergebracht sind. Ihre Kapazität ist so bemessen, daß sie nur alle drei bis vier Wochen neu geladen werden müssen.

Besondere Weichensignale sind auf dem Bahnhofs nicht vorhanden, die ja auch nach unseren Anschauungen in sinnvoller Auslegung der Bestimmungen der Betriebsordnung (§ 21 [11]) entbehrlich sind. Vor Aufstellung der Rangiersignale erfolgte die Verständigung bei Verschiebefahrten durch Flaggen- und Laternensignale. Zur Leitung des Rangierdienstes waren außer den Stellwerkswärtern ständig 3 Beamte erforderlich. Durch die infolge der Einführung des Rangiersignalsystems eingetretenen Minderausgaben an Personalkosten und die durch den Wegfall der Weichenlaternen erzielten Ersparnisse an Beleuchtungs- und Unterhaltungskosten sollen die Anlage- und Betriebskosten der neuen Rangiersignaleinrichtungen nahezu

gedeckt werden. Von der Anwendung des neuen Systems versprach man sich aber auch eine Erhöhung der Betriebssicherheit auf dem Bahnhofs. Nach den bisherigen Erfahrungen sollen die in dieser Hinsicht gehegten Erwartungen in Erfüllung gegangen sein. Während früher bei dem großen Verkehr des Bahnhofs verhältnismäßig häufig Entgleisungen und Zusammenstöße bei Verschiebefahrten vorkamen, hat sich seit mehreren Jahren kein nennenswerter Unfall mehr ereignet. Trotzdem dürfte den Rangiersignalanlagen insofern ein gewisser betrieblicher Nachteil anhaften, als bei der großen Zahl der dicht nebeneinander angeordneten, völlig gleichartigen Scheibensignalen Verwechslungen von Signalen immerhin nicht gänzlich ausgeschlossen sind. Daß solche Befürchtungen bestehen, geht auch aus einzelnen in der Stationsfahrordnung enthaltenen besonderen Anweisungen für die Lokomotivführer hervor. Dem neuen Signalsystem wird auch nachgerühmt, daß es den Rangierdienst beschleunigen hilft. Bei der alten Rangierweise war die bei Benutzung der Hauptgleise notwendige Verständigung zwischen der Rangierabteilung und dem fahrdienstleitenden Weichensteller immer mit einem gewissen Zeitverlust verbunden, sofern sich der Rangierzug nicht in erreichbarer Nähe des Stellwerksturmes befand. Jetzt kann der Weichensteller die Rangierabteilung unbedenklich bis in die Nähe der Gefahrstelle vorrücken lassen und sie sofort, nachdem die Hauptgleise freigeworden sind, durch Ziehen des Rangiersignals zur Weiterfahrt ermächtigen.

(Schluß folgt)

Aus dem Bericht des Preisgerichtes über den Wettbewerb Groß-Berlin

Fortsetzung aus Nr. 51 a, Seite 343

Entwurf: „Denk an künftig“. Verfasser: Stadtbaurat a. D. Professor Joseph Brix zu Charlottenburg. Geheimer Hofbaurat Professor Felix Genzmer zu Berlin und Hochbahngesellschaft zu Berlin — ein erster Preis

So werden fehlende Verbindungen, die jetzt lediglich als Unbequemlichkeiten empfunden werden. Zwischenverkehrsknotenpunkte, fehlende Fortsetzungen an Straßen und Umwege sich in 30—40 Jahren zu schweren Mißständen auswachsen.

Die Verfasser empfehlen deshalb, da das Gesetz gegen Verunstaltung von Straßen und Plätzen nicht angewendet werden könne (d. h. nicht ausreiche), den Erlaß eines Sondergesetzes mit der Wirkung, daß die künftigen Hauptgrundlinien von Groß-Berlin respektiert werden müssen.

Im vorliegenden Entwurf ist auf die Verkehrsfrage ein Hauptgewicht gelegt; namentlich sind für die Gestaltung des Fern- und Vorortverkehrs bedeutsame Lösungen vorgeschlagen, die dem wachsenden Verkehr Rechnung tragen, berechtigten Anforderungen entsprechen und auch technisch und wirtschaftlich durchführbar erscheinen. Dabei ist der leitende Gedanke, daß in gleicher Weise, wie die Stadtbahn Groß-Berlin mit vielen Bahnhöfen von Osten nach Westen durchzieht, auch eine Nord-Südverbindung der im Norden und Süden von Berlin endigenden Fern- und Vorortbahnen geschaffen werden soll, und zwar unter möglicher Schonung der bestehenden Anlagen. Die Verfasser halten es nicht für zweckmäßig, den Potsdamer und Anhalter Bahnhof aufzugeben und durch einen weiter entfernt liegenden neuen Zentralbahnhof zu ersetzen, machen vielmehr die bestehenden Bahnhofsanlagen leistungsfähiger und fügen zu den vorhandenen Stationen noch einige neue hinzu. Sie zentralisieren also nicht den Verkehr, sondern dezentralisieren ihn, was für Weltstädte unbedingt richtig erscheint.

Der Potsdamer Bahnhof wird als Fernbahnhof aufgegeben und soll später lediglich dem Vorortverkehr dienen, während der Anhalter Bahnhof den gesamten Fernverkehr der südlichen Bahnen aufnehmen soll. Um den Fernverkehr und Vorortverkehr von diesen beiden Bahnhöfen durch Berlin nach Norden leiten zu können, sollen neben den bestehenden Kopfstationen unterirdische Bahnhöfe angelegt werden. Dabei sollen vier Ferngleise durch die Königgrätzer Straße am Brandenburger Tore vorbei nach einem neu geplanten Lehrter Bahnhof führen und zwei Vorortgleise die Wanneseebahn mit den Vorortbahnen des Stettiner Bahnhofs unterirdisch in Verbindung bringen. Am Brandenburger Torplatz soll an den Ferngleisen eine Hofstation eingerichtet werden. An den Vorortgleisen soll gleichfalls eine Haltestelle angelegt werden, von der eine Abzweigung nach der Lehrter Vorortbahn führen soll. Die durchgehenden Fernzüge der Anhalter und Potsdamer Bahnen sollen über den Lehrter und Gesundbrunnen-Bahnhof hinaus bis zu einer Zugbildungsstation im Norden (Pankow) geführt werden, während die Weiterführung der Fernzüge der Lehrter, der Stettiner und der Nordbahn südwärts über den Anhalter Bahnhof hinaus bis zu einer Zugbildungsstation im Süden (Tempelhof) stattfinden soll. Auf diese Weise ist es möglich, die bei den heutigen Kopfbahnhöfen befindlichen Zugbildungsanlagen weiter hinaus zu verlegen und das hierdurch freiwerdende Gelände zur Erweiterung der Eisenbahnanlagen (Post, Eilgut), sowie für die Verbesserung der Straßenverbindungen auszunutzen.

Die Görlitzer Bahn soll ihre Fernzüge an die Stadtbahn abgeben, welche mit einem dritten Gleispaar zu versehen ist, und soll als Vorortbahn zwischen Grünau—Görlitzer Bahnhof bis an das städtische Schnellbahnnetz verlängert werden. Aufgegeben wird nur der heutige Lehrter Kopfbahnhof, an dessen Stelle der neue Lehrter Bahnhof tritt. Da der Stettiner Bahnhof und der Anhalter Bahnhof nach wie vor als Kopfstation zur Bewältigung des Massenverkehrs (Ferienverkehrs) erhalten bleiben, ferner für Umsteigemöglichkeit an der Ringbahn Vorsorge getroffen ist, so kann angenommen werden, daß durch die geplanten Anlagen der Verkehr für die nächsten 20—30 Jahre bewältigt werden wird.

Die Güterbahnhöfe sind an ihren bisherigen Stellen belassen, was durchaus zweckmäßig erscheint; der Potsdamer und Anhalter Güterbahnhof mußten infolge der geplanten Eisenbahn- und Straßenanlagen jedoch einer Aenderung unterworfen werden.

Die im Entwurfe vorgesehenen sieben Stadtschnellbahnen zeigen beachtenswerte Vorschläge für den Ausbau der bestehenden Bahnen und die Ergänzung geplanter Bahnen, wengleich die Linienführung einzelner Bahnen, z. B. die der Schöneberger Linie, nicht einwandfrei erscheint.

Für die Ausgestaltung der Straßenbahnen sind ebenfalls zweckmäßige Vorschläge gemacht worden, auch kann die geplante Umgehung des Brandenburger Torplatzes als eine wesentliche Verbesserung des jetzigen Zustandes angesehen werden.

Im allgemeinen Grundlinienplan ist das jetzige Gebiet von Berlin nur von den vorhandenen Gürtelstraßen als Grüngürtel durchzogen gedacht. Erst weit draußen zieht sich hinter dem geplanten Nordkanal und noch in beträchtlicher Entfernung von diesem ein breitere Flächen zeigender Grüngürtel.

Die Verfasser legen zunächst Wert darauf, „die City markant herauszuheben“ durch Grenz- und Teilungsstraßenlinien. Der Schnittpunkt unter den Linden Friedrichstraße soll als Mittelpunkt herausgehoben, zu einem großen Platz ausgestaltet werden und durch große Triumphbögen gegen Norden und Süden die Friedrichstraße unterbrechen. An den Gemarkungsgrenzen sollen „zur Orientierung“ Platzbildungen angeordnet werden und als neue Torplätze die Haupteingangspforten zur Innenstadt bilden.

Den Wald in der Umgebung von Groß-Berlin wollen die Verfasser möglichst unverändert erhalten, das Wiesengebiet dagegen durch Umwandlung von Riesefeldern, für die weiter außerhalb Ersatz geschaffen worden soll, beträchtlich erweitern. Ein Teil der aufzuhebenden Rieselfelder soll auch zur Anlage von Gartenstädten verwendet werden. So ist eine solche bei dem Gutshof Heinersdorf südlich von Lankwitz auf dem jetzigen Rieselfeldgebiet, eine andere südlich der Charlottenburger Rieselfelder zwischen Havel und Glienicke See, weiter eine Gartenstadt Diepensee und eine solche Muggelsheim im Sudosten geplant, ferner Landhausansiedelungen bei Blumberg und Ahrensfelde mit Friedhof. Hoch im Norden und in der Nähe des Tegeler Sees sind Waldsiedelungen — bei ersterer auch ein Waldfriedhof — geplant.

(Fortsetzung folgt)

Das Schinkelfest des Architekten-Vereins zu Berlin im Jahre 1910

Der Wiederaufbau des Römerkastells Saalburg

Festvortrag des Landbauinspektors Jacobi aus Homburg vor der Höhe

Fortsetzung aus Nr. 52 Seite 347



Abb. 376. Das Prätorium vor dem Wiederaufbau

Meine Herren! Wenn Sie mit einiger Aufmerksamkeit meinem Vortrage gefolgt sind und sich von der auf sicheren Grundlagen ruhenden historischen Entwicklung der Saalburg und ihrer kulturhistorisch-technischen Bedeutung einen ungefähren Begriff gemacht haben, werden Ihnen diese Bedenken vielleicht in etwas anderem Lichte erscheinen. Wie wir sahen, ist die Saalburg ein mit den einfachsten Mitteln errichteter Militärbau, eine Kommisskaserne nach Schema F, wie so viele andere an den deutschen, österreichischen, englischen und afrikanischen Militärgrenzen. Ihr Grundriß aus der letzten Periode ist einheitlich und ohne spätere Zutaten gut erhalten. Jedenfalls waren die Mauerreste hoch genug, um die Konstruktion des Mauerwerks und mancherlei Details deutlich erkennen zu lassen, so daß es sich eigentlich eher um die Vollendung eines angefangenen Bauwerkes als um einen Neubau handelte. Das ihm wie allen römischen Lagern zugrunde liegende Bauprogramm steht seit langem fest und die Bestimmung der Hauptgebäude außer Zweifel. Technisch kamen weder schwierige Konstruktionen, noch irgend welche komplizierten Stilfragen für den Wiederaufbau in Betracht: gewöhnliches Bruchsteinmauerwerk ohne jeden Schmuck, einfache Holzbauten, wie sie der Pionier ohne großen Apparat herstellen kann, alles aus anstehendem Material nirgends architektonische Gliederungen aus Hausteinen, bilden die Signatur der ganzen Anlage. Da es sich um nüchterne Diensträume handelt, so fiel eine eigentliche Ausstattung im Innern überhaupt von selbst fort. Wir sahen ferner, daß für die Durchführung der Einzelheiten die Ergebnisse aller einschlägigen Untersuchungen immer wieder darauf hinauslaufen, wie die römische Technik, welche die Soldaten in ihrer Heimat übten und durch jahrelange Pionierarbeit in den Kolonien weiter vervollkommneten, eine Höhe erreicht hatte, daß ihr kaum ein modernes Konstruktionsmittel, kaum ein Werkzeug unserer Zeit fremd war. Es durfte deshalb beim Wiederaufbau jedes Verfahren, jede Verbindung von Holz, Stein und Eisen, welche den gesunden Regeln der Kunst entspricht und sich mit einfachen Werkzeugen herstellen läßt,

unbedenklich und ohne die Gefahr eines Anachronismus angewendet werden. Allerdings mußte der im Geiste seines römischen Vorgängers Aufbauende sich die Entsagung auferlegen, daß er von vornherein auf jedes ihm etwa die Arbeit oder die Kosten erleichternde neuzeitliche Verfahren wie auch auf die Verwendung moderner Baustoffe Verzicht leistete. Dieser unbedingte Anschluß an die alte Form und das vorhandene Material, dessen Bezugsquellen ermittelt waren, bedeuteten schon den halben Erfolg. Schwierig blieb nur der Oberbau mit seinen Fenstern, während die Dachfrage leicht zu lösen war. Bei dem aus zwei großen Sälen zusammengesetzten Horreum war der Oberbau verhältnismäßig einfach. Auch beim Prätorium war er nicht schwer, da die beiden Innenhöfe mit ihren Umgängen sichere Ausgangspunkte für die Höhenverhältnisse des aufgehenden Mauerwerks gewährten. Für die große abschließende Exerzierhalle mit ihren starken Umfassungsmauern ergab sich die Höhe aus den Raumverhältnissen von selbst. Bestätigt wurde sie durch die heute noch stehende Halle des Legionärlagers zu Lambessa. Das ist ja gerade das Charakteristische für diese Römerbauten, daß wir bei der Universalität dieser ganzen Kultur wie bei der Allgegenwart derselben Armee in allen Strichen des Reiches allüberall Werke wiederfinden, welche der gleiche Geist, wie derselbe Zweck mit denselben Mitteln ins Leben rief. Wir können deshalb unbedenklich jedes Motiv benutzen, mag es im Sande der Sahara oder in den Bergen Schottlands, auf den Höhen des Balkan oder des Taunus ans Licht gebracht worden sein. Daß man mangels jeder Zeichnung nicht alle Einzelheiten genau so wieder herstellen kann, wie sie waren, und wie sie eine pedantische Auffassung, die sich z. B. nicht damit begnügt, Bruchsteinmauerwerk als solches, sondern jeden Stein und jede Mörtelfuge da wo sie vor 2000 Jahren wirklich war, zu sehen, als unerläßlich voraussetzte, war selbstverständlich. Für den Zweck des Wiederaufbaues kam es nur auf den Gesamteindruck an, wenn dieser nur einheitlich und frei von Anachronismen blieb; für jedes einzelne Stück ist übrigens der Belag am Ort selbst, an irgend einem gleichzeitigen Bau oder in einem anderen Museum vorhanden. (Fortsetzung folgt)

Aus Anlaß der bevorstehenden Jahrhundertfeier der Berliner Universität im Oktober d. J. veröffentlichte der damalige Dekan der juristischen Fakultät, der Geheime Justizrat Professor Dr. J. Kohler im Tag folgendes: Bei der Jubelfeier der Universität Berlin wird man sicher allgemein mit Bewunderung auf alles hinweisen, was die Universität in diesem Jahrhundert geleistet hat. Sind ja doch ihre wissenschaftlichen Taten mit dem ganzen Leben unseres Volkes während dieser bedeutungsvollen Periode seiner Entwicklung verknüpft gewesen; wie denn auch die Universität zu jeder Zeit in den Tagen des Daniederliegens des Volkes wie in der Periode seines kühnen Aufstrebens, kraftvoll bestrebt war, für die höchsten Güter der Nation zu wirken und den Problemen des Lebens gerecht zu werden. So sehr man nun mit berechtigtem Stolz die Vergangenheit unserer Alma mater bis in die Gegenwart hinein rühmt, so darf man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß eine höchst wichtige Frage in diesem entscheidenden Wendepunkt sich aufdrängt und uns nicht ganz ohne Sorge läßt, nämlich die: Wird die Universität auch ferner eine allererste Stelle im Geistesleben unserer Nation und zu gleicher Zeit im Bildungsstreben der ganzen Kulturwelt einnehmen? Wird sie nicht zurückbleiben in veralteten Formeln und Bräuchen, nicht zurückbleiben in Vorstellungen, die ehemals ihre Bedeutung hatten, aber längst überwunden sind? Und wird sie stets ein volles Verständnis für die neuen Fragen zeigen, welche die Zeiten an uns stellen? Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß wir an einer Periode der Wissenschaft ohnegleichen angelangt sind, wo unendlich viel gestürzt und unendlich viel Neues aufgeführt wird, so daß gar manches, was bisher felsenfest stand, ins Wanken geriet, und niemand kann bestreiten, daß wir uns in einer Zeit bewegen, wo die ersten Grundlagen unserer Erkenntnis in Frage gestellt werden und eine Menge von Erscheinungen, an denen man früher achtlos vorbeigegangen ist, uns mit ernststen Blicken anschauen. Die ganze soziale Ordnung hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich umgestaltet; an Stelle des isolierten Einzelwesens sind mehr und mehr die Gesamtheiten getreten; Erscheinungen, die man als die unverbrüchlichen Normen ansah, sind in ihrer Relativität erkannt worden, und Dinge, die bisher mißachtet beiseite lagen, drängten sich uns als notwendige Kulturelemente auf.

Als ehemals neben dem Christentum der Kultus des Altertums aufkam und die Renaissance ihre Normen für das Studium des Wahren und Schönen schuf, trat eine neue Zeit ins Werden; als an Stelle des Scholastizismus die Systeme eines Cartesius, Leibniz, Spinoza, Hume und Kant auftauchten, kam die Welt in gewaltige Gärung; als aber dann die französische Revolution und die Befreier Nordamerikas die Grundsätze der Menschenrechte aufstellten, glaubte man eine Zeitlang, daß die staatliche Organisation auf einem Höhepunkt angelangt sei; die Philosophie warf alle Schranken ab und schwelgte in den kühnsten Konstruktionen; und doch schien die Beschäftigung mit dem Altertum stets noch die unerschütterlichen Ideale für die Kunst zu bieten, und mitten in der Periode modernster Umwandlung vertiefte man sich in die Schätze des altgriechischen Lebens; Klassizismus und Pseudoklassizismus begegneten sich.

Jetzt erblühten aber die Naturwissenschaften auf dem Boden völliger Voraussetzungslosigkeit mit neuer Kraft. Allmählich und zögernd wurde auch das Völkerleben durchforscht, und man erkannte, daß die Bildungsgaben des griechisch-römischen Altertums nur ein kleiner Ausschnitt der ungeheuren Kulturereignisse sind, welche die alten Zeiten geschaffen. Man erkannte die gewaltige Bedeutung des indischen wie des semitischen Altertums, und Ostasien mit seinen Schätzen wurde den stauenden Europäern vertraut. Damit war auch die ganze Norm, welche das klassische Altertum für Kunst und Philosophie geschaffen hatte, erschüttert, und neue Ideale mußten sich aufbauen. Ja, man kam dazu, die vorher so verachteten Naturvölker zu studieren, und erkannte, daß in ihrer Sprache wie in ihren Religions-einrichtungen die Ergebnisse tausendjähriger Entwicklung enthalten sind. Die Idee der Einheit des Menschengeschlechts machte weitere Fortschritte, und die anthropologische und ethnologische Forschung lebte auf. Jetzt mußte auch die Lehre von den ökonomischen Gesetzen eine ganz andere Gestalt einnehmen, und auch für die Rechtsforschung ergab sich ein neues Reich des Studiums. Schon hatte die Kunde des germanischen Altertums das einseitige Studium der griechisch-römischen Bildung zurückgedrängt; schon hatte die vergleichende Sprachwissenschaft an Stelle des einseitigen Klassizismus eine neue Art der Philologie geschaffen. Da konnte auch das Rechtsstudium nicht zurückbleiben, und wie man die Bedeutung des germanischen Rechts vollauf erkannte, so mußte man auf das Studium des indogermanischen Rechts, ja des Rechts aller Völker hingedrängt werden.

Nicht immer sind diese Erweiterungen und Umgestaltungen von den Männern der Zukunft mit gnädigem Auge angesehen worden. Lange haben die Altphilologen gegen die vergleichende Sprachwissenschaft gekämpft, lange noch blieben diejenigen im Vordergrund, welche die Kunst des ciceronianischen Lateins als hervorragendes Bildungsmittel und als das Zeichen eines verfeinerten Geschmacks erklärten. Lange noch wurde das römische Recht als eine ewige Norm betrachtet, über die man nicht hinausgehen dürfe, das Recht Griechenlands vernachlässigt und die Rechte der übrigen Völker als minderwertige Erzeugnisse einer untergeordneten menschlichen Bildung beiseite gesetzt.

Aber der Drang der Zeit ließ sich nicht abweisen, und wie in anderen Dingen, so ist auch, bis jetzt wenigstens, in Berlin der moderne Zug zum Durchbruch gelangt; denn, wie in den Naturwissenschaften, so ist hier auch in den Geisteswissenschaften ein frisches Leben wahrzunehmen.

Ebenso mußte sich aber auch das Studium der sozialen Erscheinungen der Gegenwart als eine Notwendigkeit erweisen, und wie nach der Revolutionszeit der Napoleonismus neben einer modernisierten Klassizität eine gewisse Neuordnung der Gesellschaft erzielte, so ist in der jetzigen Zeit des sozialen Ringens die Staatsidee geläutert worden, und in der Läuterung der Staatsidee hat zugleich auch das Recht des Staates und der Gesellschaft nach allen Richtungen hin eine neue Durchbildung erfahren.

Die mächtigsten sozialen Aenderungen aber vollziehen sich im Verhältnis der Völker zueinander, und dieses hat seit der napoleonischen Periode eine ganz neue Gestaltung angenommen. Dort träumte man eine Zeitlang von einem napoleonischen Weltreich — Träume, welche wie Schaum zerfließen mußten, denn auf einzelne Persönlichkeiten kann keine Welt dauernd gestellt werden. Hiergegen hat sich das Völkerbewußtsein aufgelehnt, und die Aeußerungen der nationalen Denkweise traten mit stolzer Kraft hervor. Die Ideen der friderizianischen Zeit vom Staate, dem sich der einzelne aufopfern mußte, wurden wieder mächtig, aber in der Vereinzelung konnten die Völker nicht verharren, und die gemeinsamen Kulturinteressen mußten zu gemeinsamen Bestrebungen und Instituten führen. Die Idee des Völkerfriedens durch das einheitliche Zusammenstreben der Nationen mußte immer größere Anerkennung finden, und so ist das Völkerrecht zu neuer Kraft und zu neuem Ansehen gediehen, zu gleicher Zeit als ein mächtiges Mittel der Verbindung der Staaten und der Förderung ihrer gemeinsamen Interessen.

Am meisten läßt sich der Sturz des Klassizismus in der Kunst wahrnehmen. Wir erkennen das Altertum nicht mehr als die einzige Stätte unserer ästhetischen Erleuchtung an; wir wissen, daß im germanischen Mittelalter ebenso wie im Orient eine ungeheure Fülle von Schönheitsideen zutage getreten ist, und beides hat unsere Kunst bewegt: aus dem germanischen Altertum wie aus Japan haben wir neue Schätze hervorgezogen. Daneben traten die Anforderungen unserer modernen Seele, welche eine reich nuancierte Farbenskala, eine Betonung des innerlichen Empfindens und zu gleicher Zeit eine Verschmelzung des Volkslebens mit den tiefen Aeußerungen göttlichen Geistes verlangt. Ueber den Naturalismus und Symbolismus hinweg kamen wir unter neuer Erkenntnis der Farbenbrechungen zur modernen Malerei; die alte Skulptur erlag dem Geiste Meuniers, Fremiets und Rodins. Unendlich ist die Fülle dessen, was das moderne Herz an Symbolismen empfindet; die Kunst will Bewegung, und an Stelle der alten Ruhe ist eine Fülle innersten Lebens getreten. So ist unsere ganze bildende Kunst in eine neue Phase eingetreten; ebenso auch die Musik mit ihren feinen harmonischen Wendungen und ihren chromatischen Ausdrucksformen für das Intime und Wechselvolle unserer Gefühle.

In dieser neuen Phase der Wissenschaft und Kunst hat die Philosophie neue große Postulate aufgestellt; wir müssen jedoch diese Konstruktionen in Einklang setzen mit den Ergebnissen der Natur- und Geisteswissenschaften, von denen selbst Hegel noch keine Ahnung hatte. An Stelle des Positivismus und Materialismus, an denen sich eine Zeit philosophischer Oede begnützte, aber auch an Stelle einer Philosophie der subjektivistischen Konstruktion mußte eine neue Philosophie als Notwendigkeit empfunden werden, die auf der einen Seite eine subjektive Tat bildet, auf der anderen Seite gesättigt ist mit der unendlichen Objektivität, welche uns das Einzelstudium gebracht hat.

Mit der Philosophie als der idealen Erkenntnis tritt die Technik als die reale Macht in Wettbewerb, die es uns ermöglicht, die Erde und selbst was über der Erde ist, zu beherrschen; die Technik aber steht mit der Wissenschaft im nächsten Zusammenhang: zum genialen Erfinder tritt der Forscher hinzu, der ihm die Wege ebnet und ihm die Mittel gewährt, mit denen er die Natur beherrscht; denn indem wir die Natur kennen, ist es uns möglich, sie an ihren Schwächen zu fassen, um sie zu überwinden. Auch dieser Aufgabe muß die Wissenschaft eingedenk sein; welche Bedeutung sie hat, beweist schon der Umstand, daß die einzigartige Kenntnis der Chemie es bewirkt hat, daß Deutschland an der Spitze der chemischen Industrie der ganzen Welt steht und wohl noch Jahrzehnte stehen wird. Auch hier hat die Wissenschaft sich zu ihrem eigenen Vorteil mit der Technik verschwistert; denn die Weltbeherrschung ist neben der Welterkenntnis ein Ziel der Menschheit.

Ob die deutsche Nation und vor allem auch die Berliner Universität in Zukunft stets diese neuen Aufgaben ins Auge fassen wird, ob sie immer die Kraft in sich tragen wird, an der Spitze der Völker zu wirken, während so viele andere Staaten mit ungeheuren Geldmitteln arbeiten und die Jünger von frühen Jahren an für diese neuen Aufgaben erziehen? Hoffen wir es! Das aber muß der Gedanke sein, der uns bei dem Fest der Universität beseelt, daß wir nie rasten dürfen, weder wir Lehrende noch die Lernenden; daß wir keine Zeit haben, weder in den Jahren der Lehre noch in denen der Meisterschaft, uns mit Nichtigkeiten zu befassen; daß eine falsche Pietät uns niemals hindern darf, die vorhandenen Irrtümer klarzulegen und die richtigen Wege zu weisen; daß eine Spezialisierung in der Wissenschaft zu nichts führt, wenn nicht eine allgemeine tiefere Bildung den Menschen auf eine höhere Stufe hebt, und daß eine Nation, welche nicht fähig ist, die Aufgaben der Gegenwart, ja der nächsten Zukunft zu erkennen, nicht imstande ist, die Bildung des Geistes weiter zu tragen; daß endlich einer Wissenschaft, die sich nicht frei und ungehindert in ihren Bestrebungen und Normen entfalten kann, das beste und tiefste, was die Menschheit zu erlangen hat, stets versagt bleiben wird.

Mögen diese Worte nicht ungehört verhallen!

Aus dem Bericht des Preisgerichtes über den Wettbewerb Groß-Berlin

Fortsetzung aus Nr. 52, Seite 348

Entwurf: „Denk an künftig“. Verfasser: Stadtbaurat a. D. Professor Joseph Brix zu Charlottenburg, Geheimer Hofbaurat Professor Felix Genzmer zu Berlin und Hochbahngesellschaft zu Berlin — ein erster Preis

Zu den Teilplänen ist folgendes zu bemerken: Auf dem Blatt Alt-Berlin sind 77 mehr oder weniger durchgreifende Durchbrüche und neue durchgehende Verkehrszüge für Berlin-Mitte vorgesehen, dazu eine starke Bebauung des westlichen Teils des Tempelhofer Feldes.

In diesen Vorschlägen finden sich neben einer Reihe guter auch mehrere verfehlte Gedanken, wie zum Beispiel die Umgestaltung des Königsplatzes, die Aufteilung der Rasenflächen am Leipziger Platz, die Versetzung der beiden Torgebäude dort und die Ueberbauung der Torgebäude am Belle-Allianceplatz.

Zweckmäßig geplant sowie den jetzigen Verhältnissen Rechnung tragend ist dagegen die Verlängerung der Hornstraße bis zur Bülowstraße. Doch Bedenken ruft wieder der Abänderungsvorschlag für den Lützowplatz hervor. Praktisch gedacht sind die Verlängerung der Turmstraße bis zur Müllerstraße im Zuge der Liesenstraße und die Verbindung der Invalidenstraße mit letztgenanntem Straßenzug.

Zu ästhetischen Bedenken gibt die Umgestaltung des Alexanderplatzes mit der Stellung der alten Königskolonaden, einseitig in der Mitte der Straßenerweiterung, Anlaß; auch die Brückenanlage zunächst der Schleuse und die Ausgestaltung des Platzes für ein drittes Rathaus auf der Speicherinsel sind nicht einwandfrei.

Großzügig, aber die beträchtlichen Opfer kaum aufwiegend, erscheint die gesamte Verbreiterung der Königgrätzer Straße zwischen Anhalter und Potsdamer Straße mit ihrem Zubehör.

Besondere Anerkennung verdienen die geplanten Straßenverbindungen durch den Potsdamer und Anhalter Güterbahnhof, die teils als Unterführungen, teils als Ueberführungen entworfen sind. Es wird dadurch gezeigt, daß auch im Falle des Belassens der jetzigen Kopfstationen des Potsdamer und des Anhalter Personenbahnhofes durch entsprechende Gestaltung der Gleisanlagen sich annehmbare Straßenverbindungen daselbst schaffen lassen.

Der geplante 80 m breite „Parkstreifen“ erscheint hauptsächlich als Straßenzug und dürfte seine Aufgabe als Parkstreifen kaum erfüllen; als Grünstraße zum Grunewald für den waldlosen Süden mag der Gedanke gelten. Für die durch Bebauungspläne bereits aufgeteilten Waldgebiete des Grunewalds schlagen die Verfasser eine neue Bauklasse vor: E 1 mit Grundstücken von 2000 qm Größe und nur $\frac{2}{10}$ Bebauung. Für nicht aufgeteilte Waldgebiete wird eine neue Bauklasse E 2 mit Grundstücken von 4000 qm Größe und $\frac{3}{40}$ Bebauung als Waldsiedelungen „als Bebauungsinself im Walde“ um Waldwiesen gruppiert an Stelle bestehender Rodungen oder besonders magerer Bestände vorgeschlagen. Diese Waldsiedelungen sollen von den Hauptspazierwegen aus nicht gesehen werden. Es wird angenommen, daß die Besitzer durch eigene Schnellfahrzeuge die Großstadt erreichen.

Die Waldsiedelungen sollen auch für Errichtung von Sanatorien und Lehranstalten verwendet werden. Die Waldsiedelungsflächen werden auf rund 160 ha berechnet. Nach Abzug der Straßenflächen würden sich rund 300 bis 350 Grundstücke mit ungefähr 8000 Einwohnern ergeben. Nach Abzug der Straßen- und Kanalkosten könne der Fiskus 18 bis 20 Millionen für diese Waldbauplätze einnehmen. Weiter wäre ein Zweckverband erwünscht zwischen Berlin, Charlottenburg und Schöneberg für den Ankauf des Grunewaldes und die Vergebung des größten Teiles der Waldflächen in Erbpacht. Förstereien seien zu errichten, ohne deren Erlaubnis kein Baum geschlagen werden darf. Die Bewohner der Waldgrundstücke würden in der Hauptsache „Mieter von Teilen des der Öffentlichkeit gehörigen Waldes sein“.

Grünflächen und -streifen sind längs der Gemeindegrenzen angelegt, um durch Aneinanderreihung von Grünstreifen für zwei Gemeinden größere Parkflächen zu erhalten. Auch soll dadurch das wahllose Ineinanderbauen der Gemeinden verhindert werden. Wie oben erwähnt wurde, haben die Verfasser diesen Gedanken insofern nur unvollkommen durchgeführt, als die Grünstreifen nicht tief genug in das Stadttinnere eingreifen. Wohldurchdacht und angemessen erscheinen die für die weitere Bebauung von Dahlem und Zehlendorf gemachten Vorschläge.

Die Umgebung der Teltowkanalstrecke ist als Gebiet für Kleinindustrien, Textilindustrie und ähnliche, weniger belästigende Betriebe teils als Grünfläche vorgesehen, zum Teil vorbehalten für späteren Bedarf der Industrie. Wo die große geplante Ringstraße den Kanal schneidet, ist das Arbeiterwohnviertel für dieses Industriegebiet vorgesehen, mit Richtung der Straßen schräg zum Nordpfeil.

Für Wannsee, Nikolassee, Schlachtensee, Zehlendorf-West, überhaupt für die Flächen an der Havel und den Grunewaldseen, verlangen die Verfasser, daß auch die im Privatbesitz befindlichen Flächen der Bebauung entzogen werden und wollen den Gemeinden durch Er-

schließung von Bauland in entgegengesetzter Richtung Ersatz schaffen. Dazu soll die Magdeburger Fernbahn als Vorortbahn ausgebaut werden. Für diese Erweiterungen wird die Bauklasse E 2 (Grundstücke von 4000 qm) vorgesehen; bei einem Gesamtgebiet von 600 ha werden mindestens 45 bis 60 000 Einwohner für die westlichen Villenkolonien errechnet.

Im Plan für das Schöneberger Südgelände erscheint die Anordnung eines Parkstreifens an der Anhalter Bahn entlang zweckmäßig, um die unschönen hohen Eisenbahndämme zu verdecken, ebenso die Einbeziehung der beiden Friedhöfe in die ringsum entworfenen Parkflächen, um in künftiger Zeit große zusammenhängende Parkanlagen zu gewinnen.

Mit ihrem Vorschlag für die Bebauung des Vorortes Lankwitz wollen die Verfasser ein Beispiel für die Ausbildung der meisten näheren Vororte geben. Sie ordnen hier zum Teil geschlossene, zum Teil offene Bauweise an, in der Mitte eine große Parkanlage. Grundplan und Aufbaugedanken stimmen aber nicht in allen Teilen befriedigend zusammen.

Der schon früher aufgetauchte Gedanke, am Knickpunkt der Döberitzer Heerstraße kurz vor dem Uebergang über die Havel bei Pichelswerder eine Gabelstraße anzulegen, diese bis an die ziemlich hochgelegenen Havelufer zu führen und am Endpunkt eine größere Bauanlage für Ausstellungszwecke oder dergleichen zu schaffen, wird von den Verfassern in großzügiger Weise durch eine 100 m breite Straße wieder aufgenommen, die auf eine „dem Lärm der Großstadt“ entrückte und doch leicht erreichbare, der Kunst und edlen Festen geweihte Stätte, eine große und würdige Anlage für Körperkultur, Bäder und Erholungsspielen führen soll. Zur Havel hinunter soll eine 60 m breite, aber auch 60 m hohe Treppe führen, auf deren halber Höhe ein vornehmes Restaurant geplant ist. Diese Treppe soll zugleich den Aufstieg von der großen, hier an der Havel entlang führenden Ringstraße vermitteln.

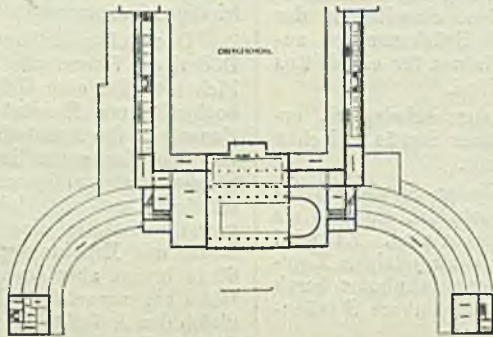
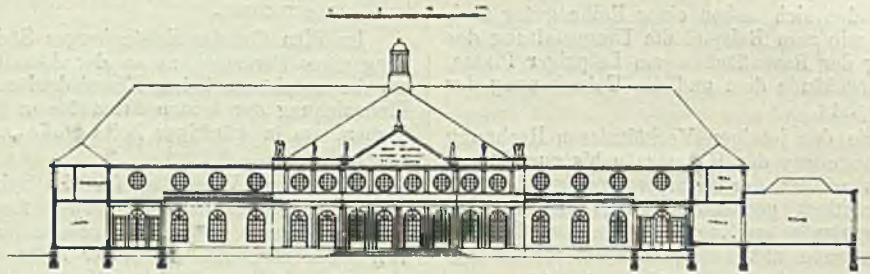
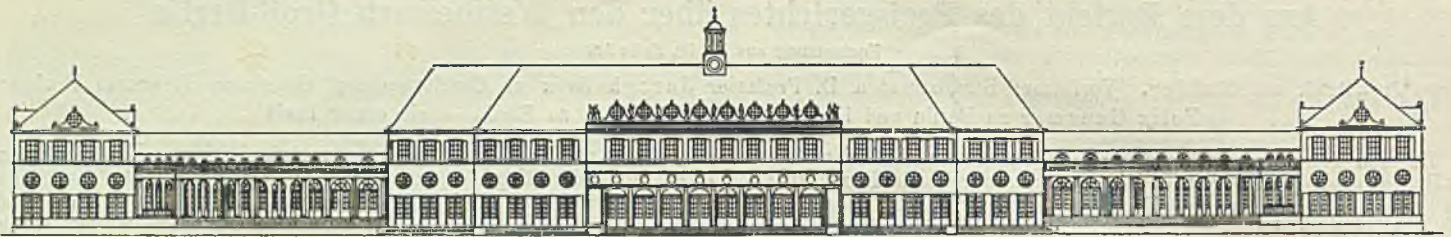
Im Norden Berlins soll ein großer, der Industriebahn Tegel-Friedrichsfelde annähernd parallel geführter Vorflut- und Schiffsfahrtskanal nach Cöpenick den Groß-Schiffahrtsweg von Berlin-Stettin und die Havel mit der Dahme und Oberspree verbinden. Diese Anlage drückt dem ganzen 20 Ortschaften umfassenden Gebiet den Charakter als Fabrik- und Industriegebiet mehr und mehr auf. Dabei wird aber in nachteiliger Weise Wald und Wiese vom Innern noch weiter abgerückt. Der Kanal soll vorläufig als Vorflutgraben von geringer Tiefe dienen. Die Linienführung erscheint bei den gegebenen Geländebedingungen richtig. Man kann wohl der Ansicht der Verfasser zustimmen, daß an die Ausführung des Kanals wegen der hohen Kosten in absehbarer Zeit nicht zu denken sei, daß aber für die einstige Möglichkeit der Ausführung Vorsorge getroffen werden solle. Das nördliche Gebiet wird ferner erschlossen durch den großen Straßenzug von Süd nach Nord, die Müllerstraße mit ihrer Gabelung nach Westen (Richtung Tegel), nach Norden durch die Berliner und Oranienburger Straße (Richtung Wittenau). In die Oranienburger Straße mündet die geplante Verbindung von Charlottenburg, die Charlottenburger Straße usw. Hier findet sich eine Reihe der vorerwähnten orientierenden Torplätze angeordnet, deren räumlicher Aufbau, in besonderen Schaubildern dargestellt, nur wenig befriedigt. Auch der geplante große Ostfriedhof und die Gartenstadtanlage bei Ahrensfelde finden sich auf diesem Gebiet. Die Gesamtidee ist im Grundplan gut angeordnet; die Aufbaugedanken stimmen indes zum Teil nicht mit dem idyllischen Charakter des Grundplans.

Die Verfasser gehen auch auf die Bebauungsweisen und die Baupolizeiverordnungen ein und geben neue Vorschläge zur Bauklassenverteilung. Besonders treten sie ein — und hier ist nur zuzustimmen — für die Zulassung der Reihenhäuser, wie sie im § 54 Ziffer 12 der Bauordnung vorgesehen sind, nicht nur für Bauklasse C, sondern auch in den übrigen offenen Bauklassen in sinngemäßer Abstufung usw.

Kellerwohnungen sollen in Fortfall kommen zugunsten gut eingerichteter und ausgebauter Dachwohnungen. Ferner wenden sie sich mit Recht gegen tiefe Gebäude mit geringem Bauwuch. Die Tiefe der Gebäude soll höchstens das Dreifache der auf dem gleichen Grundstücke liegenden Bauwuchsbreite betragen.

Endlich treten sie für die schon früher erwähnte Einführung zweier neuer Bauklassen E 1 und E 2 ein. Im Kapitel VIII des Berichtes geben die Verfasser ihre Vorschläge für die Wasserversorgungsanlagen und ihre Beziehungen zu den Freiflächen.

In „Schlußbetrachtungen“ des Erläuterungsberichtes werden die notwendigen gesetzlichen Maßnahmen zur Durchführung des Gedankens behandelt. Es wird eine Generalkommission Groß-Berlin gefordert, deren Befugnisse im einzelnen erörtert werden.



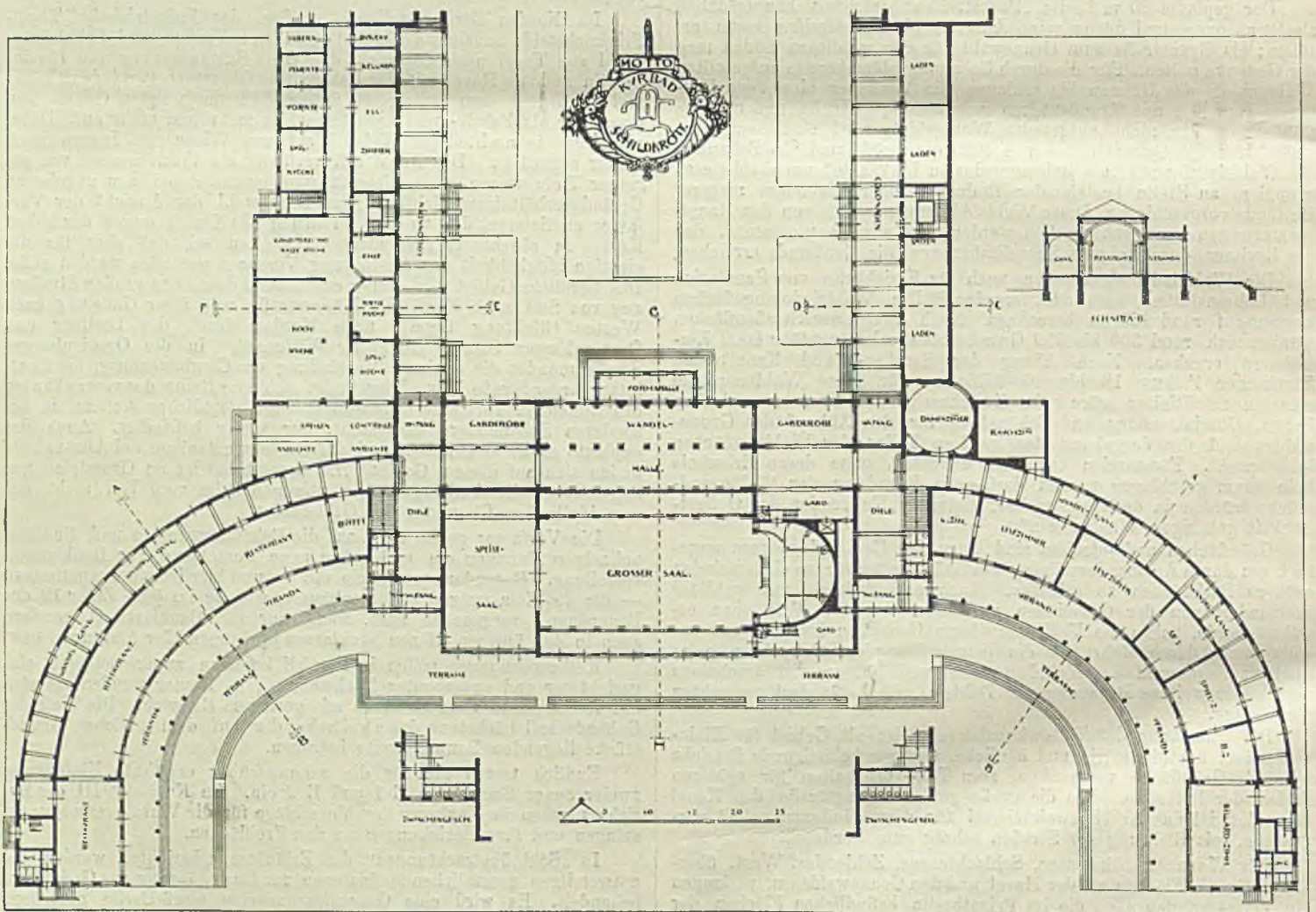
Schinkelwettbewerb 1910 auf dem Gebiete
des Hochbaus

Entwurf zu einem Kurhause

Gutachten des Beurteilungsausschusses:
Wochenschrift Nr. 11. 12. 3. 1910. S. 62

Kennwort:
„Kurbad Schildkrott“

Verfasser:
Architekt Robert Goetze in Berlin
(Staatspreis und Schinkeldenkmünze)



Wettbewerbe des Architekten-Vereins zu Berlin

Für die Schriftleitung verantwortlich: Baurat M. Guth in Berlin W. 57, Bülowstr. 35
Carl Heymanns Verlag in Berlin W. 8, Mauerstr. 43/44 — Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W. 8, Mauerstr. 43/44

Nr. 52a